

DISKUSSIONEN

Geert Keil, Aachen

Wahrheiten, die niemand kennen kann

Zu Wolfgang Kühnes Verteidigung des alethischen Realismus

Als der junge Peter Strawson seinen später berühmt gewordenen Wahrheitsaufsatz einem Kollegen mit den Worten ankündigte, er habe eine neue Wahrheitstheorie entwickelt, erhielt er zur Antwort: „Come on now, which of the old ones is it?“ Dies könnte Wolfgang Kühne nicht passieren, denn auf einen Originalitätsanspruch für seine im vorliegenden Buch¹ entwickelte Theorie der Wahrheit verzichtet er von vornherein. Kühne gehört definitiv nicht zu den Philosophen, im Zweifelsfall eine originelle falsche Theorie einer unoriginellen richtigen vorziehen. Seine realistische, also nichtepistemische, deflationistisch gefärbte Theorie mit Propositionen als Wahrheitswertträgern, nennt er „a modest account of truth“. Dies ist allerdings die einzige Hinsicht, in der Kühnes lange angekündigtes Buch *Conceptions of Truth* bescheiden oder anspruchslos ist. Es handelt sich um eine philosophiehistorisch gebildete, sorgfältig argumentierende und glänzend geschriebene Studie, die die Frage „Was ist Wahrheit?“, die Pilatus als rhetorische behandeln zu dürfen glaubte, umfassend und sorgfältig als sokratische Was ist-Frage erörtert.

Für die Organisation des umfangreichen Materials hat Kühne eine bestechende Lösung gefunden: ein Flußdiagramm von sechzehn ja/nein-Fragen, die die wahrheitstheoretische Diskussion an ihren Gelenken zerlegen. Um einen Eindruck zu geben: Das Flußdiagramm beginnt mit der Frage, ob Wahrheit eine Eigenschaft ist. Wird sie bejaht, lautet die Anschlußfrage, ob es sich um eine relationale Eigenschaft handelt. Wenn ja, kann die Relation zu anderen Wahrheitswertträgern bestehen (Kohärenztheorien) oder zu Gegenständen, Tatsachen oder Ereignissen (Korrespondenztheorien). Am Ende der Kette steht die Frage, ob der Wahrheitsbegriff ein epistemischer Begriff ist oder nicht. Der Argumentationsgang des Buches besteht darin, daß die sechzehn Fragen nach und nach abgearbeitet werden.

Im ersten der sieben Kapitel stellt Kühne sein Arbeitsprogramm vor. Wichtig ist ihm die Klarstellung, daß die Wahrheitstheorien der philosophischen Tradition keine stipulative Neudefinition des Wahrheitsprädikats anstreben, sondern ausnahmslos denjenigen Wahrheitsbegriff zu explizieren suchen, den

¹ Wolfgang Kühne, *Conceptions of Truth*, Oxford (Oxford University Press) 2003.

wir tatsächlich besitzen und verwenden: „All of them aspire to be faithful to our workaday concept of truth“ (1). Diesem nichtrevisionären Projekt ist auch Künne verpflichtet. Wie zur Bekräftigung hat er sein Buch Peter Strawson gewidmet.

Im zweiten Kapitel werden die Fragen erörtert, ob „ist wahr“ ein echtes Prädikat und Wahrheit eine echte Eigenschaft ist. Wahrheitstheoretische *Nihilisten* wie Ayer und Ramsey bestreiten beides. Auch die performative Theorie des frühen Strawson, der zufolge das Wahrheitsprädikat stets dem Beipflichten oder Bekräftigen einer gemachten Aussage dient („the *amen* theory of truth“), fällt in diese Rubrik. Künne kritisiert sie mit dem Standardeinwand, daß sie nicht das Vorkommen des Wortes „wahr“ in nichtdeklarativen und in eingebetteten Sätzen erklären kann. Eingehend werden die von Strawson inspirierten Pro-Satz-Theorien von Williams, Grover und Brandom diskutiert. Künnes Fazit lautet: „Contrary to what nihilists want us to believe, truth talk just doesn't seem to be wholly intelligible without truth-bearers and truth characteristics“ (84). Wahrheit sei eine echte Eigenschaft, wenn auch keine physische, sondern eine einzigartige logische Eigenschaft von Propositionen (91 f.). Der Auffassung Davidsons und Freges, das Wahrheitsprädikat sei primitiv und schlechthin undefinierbar, liegt nach Künne ein zu enges Verständnis vom Definieren zugrunde. Das Wahrheitsprädikat mag keine *reduktive* Definition erlauben, die das Definiendum auf analytische Bestandteile zurückführt, aber Definitionen sind nicht notwendigerweise von dieser Art.

Ferner präpariert Künne im zweiten Kapitel seine Werkzeuge, nämlich zwei Bedingungen für propositionale Identität. Zwei Sätze können nur dann dieselbe Proposition ausdrücken, wenn sie erstens *kognitiv gleichwertig* sind, d. h. wenn niemand, der beide versteht, den einen ohne den anderen für wahr halten kann (42). Zweitens müssen sie das Erfordernis des *begrifflichen Gleichgewichts* (*conceptual balance*) erfüllen. So nennt Künne die von Bolzano übernommene Bedingung, daß zwei Sätze, die dieselbe Proposition ausdrücken, keinen Begriff enthalten, dessen Beherrschung nur für das Verständnis eines der beiden erforderlich ist (47). Propositionen sind mithin denkbar fein individuiert. Von beiden Bedingungen macht Künne später ausgiebig Gebrauch. Vorderhand führt er das Erfordernis des begrifflichen Gleichgewichts gegen Freges These ins Feld, daß die Propositionen „p“ und „es ist wahr, daß p“ identisch seien. Man könne nämlich etwas für wahr halten, ohne über den Begriff der Wahrheit oder den des Glaubens zu verfügen.

Das dritte Kapitel ist den Korrespondenztheorien gewidmet. Künne unterscheidet drei Versionen. Als dasjenige, dem eine wahre Aussage oder ein zutreffendes Prädikat korrespondiert, sind von Korrespondenztheoretikern *Gegenstände*, *Tatsachen* und *Ereignisse* vorgeschlagen worden. Die klassische Version ist die objektbasierte: Für Aristoteles und Thomas von Aquin ist Wahrheit die Übereinstimmung eines Prädikats mit einem Ding, nicht die eines Urteils mit einer Tatsache (exegetisch entscheidet sich Künne für die prädikative Lesart

von „ist“ in Aristoteles' Korrespondenzformel). Seinen Haupteinwand gegen die objektbasierte Korrespondenz übernimmt Künne von Tarski: Nicht in jedem wahren Satz wird einem Gegenstand eine Eigenschaft zugeschrieben. Die klassische Korrespondenztheorie ist also nicht allgemein genug. Über alle Wahrheiten, die nicht in das Prokrustesbett der einfachen prädikativen Aussagen passen, hat sie zu schweigen. In dieser Hinsicht ist die *tatsachenbasierte* Korrespondenztheorie überlegen, die Künne auch „Cambridge-Korrespondenz“ nennt, da sie von Moore, Russell und dem frühen Wittgenstein vertreten wurde. Für Moore entspricht jede wahre Überzeugung einer Tatsache, für Russell kann ein und dieselbe Tatsache verschiedene Sätze wahr machen. Beide Versionen sind für atomare Sätze plausibler als für die einschlägigen Problemfälle: Für verneinte Sätze, generelle Sätze, Tautologien und logisch komplexe Sätze lassen sich nicht ohne weiteres korrespondierende Tatsachen finden. Drei weiteren einschlägigen Einwänden schließt Künne sich hingegen nicht an. (i) Die u.a. von Kant aufgeworfene Frage, wie man ein Urteil mit etwas in der Welt vergleichen können soll, ohne den Bereich des Erkennbaren zu verlassen, trifft die Korrespondenztheorie nur, wenn sie *kriterial* verstanden wird, also als Verfahren zur Feststellung der Wahrheit und nicht im Sinne einer sokratischen Was-ist-Frage. (ii) Gemäß Freges Einwand der Nichtdefinierbarkeit gibt man in einer Wahrheitsdefinition „gewisse Merkmale“ an und muß dann „bei der Anwendung auf einen besonderen Fall“ überprüfen, „ob es wahr wäre, daß diese Merkmale zuträfen. So drehte man sich im Kreise“. Dem Wortlaut und wohl auch dem Sinn nach diagnostiziert diese berühmte Passage aus „Der Gedanke“ Zirkularität. Künne sucht hingegen die deutlich verschiedene Auffassung zu widerlegen, daß man, um über p zu entscheiden, immer zuerst entscheiden müsse, ob es wahr sei, daß p; er rekonstruiert mithin, wie schon Dummett, Freges Argument als *Regreß*einwand (130 f.). Von dieser exegetischen Frage unabhängig ist Künnens Entgegnung, daß Freges Argument allenfalls eine reduktive Wahrheitsdefinition betrifft, in der analytische Merkmale angegeben werden. (iii) Gödels und Davidsons *slingshot*-Argument, dem zufolge allen wahren Sätzen dieselbe große Tatsache korrespondiert, nämlich *das Wahre*, begegnet Künne, indem er die Zulässigkeit der Ersetzungen von Ausdrücken bestreitet, die dem Steinschleuder-Argument zugrunde liegen.

Die dritte, häufig übersehene Version der Korrespondenztheorie ist die Korrespondenz mit *Ereignissen*, wie sie zeitweilig von Russell vertreten wurde. Sie wird wohl auch deshalb übersehen, weil Russell die fraglichen konkreten Vorkommnisse irritierenderweise „facts“ nannte. Dem Einwand Strawsons gegen Austin, daß nämlich „facts are not something in the world“, entgehen Russells ereignisartige Pseudo-Tatsachen, denn sie sind in Raum und Zeit und gehören zum Mobiliar der Welt des Konkreten. Eben dieser Umstand ist indes dafür verantwortlich, daß die ereignisbasierte Korrespondenztheorie nur empirische Wahrheiten erfassen kann. Eine philosophische Wahrheitstheorie sollte aber zu klären suchen, was alle Wahrheiten qua Wahrheiten gemeinsam haben

(148). An den logischen und begrifflichen Wahrheiten scheitern auch die *Wahr-machertheorien*, die zu jeder wahren Aussage eine Entität in der Welt suchen, die sie wahr macht (Armstrong: „Every truth has a truthmaker“). Das auch von Aristoteles, Dummett, Bolzano und Quine formulierte Prinzip, daß jede Aussage *wegen etwas* oder *aufgrund von etwas* wahr ist, läßt nach Künne zwei Lesarten zu, von der schwer verständlichen kausalen einmal abgesehen: eine *propositionale* (dann handelt es sich um das „wegen“ der theoretischen Reduktion oder begrifflichen Erklärung) und eine *ontische* (dann handelt es sich um eine Beziehung der ontologischen Fundierung, was auch immer das heißen mag – hier führt Künne einen alten Streit mit Mulligan, Simons und Smith fort).

Das vierte Kapitel ist der semantischen Wahrheitsdefinition Tarskis und den disquotationalen Theorien gewidmet. Mit großer Sorgfalt abgehandelt werden Tarskis Bedingungen der formalen Korrektheit und materialen Adäquatheit, seine ursprünglichen Intentionen, der Einfluß seines Lehrers Kotarbiński, das Problem der Individuation von Sprachen, das Verhältnis der semantischen Auffassung zur Korrespondenztheorie und zur wahrheitskonditionalen Semantik, für Tarski unverdauliche Züge natürlicher Sprachen, die parataktische Zitattheorie Davidsons und ihre Schwächen sowie Putnams modaler Einwand gegen Tarskis sprachrelatives „wahr-in-L“. Künnes Darstellung ist minutiös und klärt viele Details.

Die durch Tarski inspirierten disquotationalen Auffassungen halten Wahrheitszuschreibungen stets für redundant; mit „p^c ist wahr“ sei nichts anderes gesagt als mit „p“. Künne kritisiert die Redundanzthese mit sechs Argumenten, unter anderem führt er erneut das Erfordernis des begrifflichen Gleichgewichts ins Feld. An diesem Erfordernis scheitert auch die weitere Auffassung des Disquotationalismus, daß Wahrheitszuschreibungen zur Abkürzung unendlicher Konjunktionen oder Disjunktionen dienen. Wenn das Wahrheitsprädikat bloß diesen abkürzenden Sinn hätte, könnte niemand über den Wahrheitsbegriff verfügen, der nicht sämtliche wahren Sätze der fraglichen natürlichen Sprache verstünde – also niemand. Gegen Fields idiolektal relativierte Version des Disquotationalismus argumentiert Künne mit der Möglichkeit, eine Aussage für wahr zu halten, deren Inhalt man nicht versteht. Es sei ein konstitutiver Zug unseres gewöhnlichen Wahrheitsbegriffs, daß man Unverstandenes für wahr halten kann, ja sogar Urteile, die in keinen Satz meines gegenwärtigen Idiolekts übersetzbar sind.

Die letztere Behauptung erscheint vielen Philosophen irritierend, deshalb möchte ich etwas bei ihr verweilen. Künne argumentiert wie folgt: Welche wahren Propositionen es gibt, hängt allgemein nicht davon ab, welche Sätze Menschen irgendwann äußern oder auch nur verstehen können. So könnten Alpha-Zentaurier mit überlegenen Unterscheidungs- und Wahrnehmungsfähigkeiten Urteile fällen, die Menschenwesen auf immer unverständlich bleiben und die doch Wahrheiten ausdrücken. Diese Möglichkeit zu leugnen laufe auf einen *alethischen Speziesismus* hinaus (242–8).

Künnes Platonismus der für uns unausdrückbaren Wahrheiten scheint sehr stark zu sein, doch was kann man ihm vernünftigerweise entgegenhalten? Behauptet wird ja bloß die *Möglichkeit der Existenz* uns unverständlicher Wahrheiten, *affirmieren* müssen wir die unverständenen Urteile der Alpha-Zentaurier nicht. Die Möglichkeit der Existenz von etwas zu behaupten, kostet nicht viel, und solche Behauptungen sind schwer zu widerlegen, solange sie keine logischen Widersprüche enthalten oder gegen Naturgesetze verstoßen. Beides scheint hier nicht der Fall zu sein. Damit für Menschen unerkennbare Wahrheiten existieren, muß es immerhin die entsprechenden Propositionen und Begriffe geben, denn eine Wahrheit ist eine wahre Proposition. Es müssen also fein individuierte Propositionen und Begriffe als existierend angenommen werden, die niemals in Geistestätigkeiten menschlicher Wesen Eingang finden können. Um dieses dicht bevölkerte dritte Reich der Propositionen und Begriffe anzuerkennen, darf man nicht nur kein alethischer, sondern ebensowenig ein konzeptueller Speziezist sein. Es geht Künne ja nicht bloß um Propositionen, deren Wahrheit aus kontingenten Gründen aktuell niemand einsehen kann, sondern um solche, zu deren Ausdruck Menschen die Begriffe fehlen. Nun ist ja unstrittig, daß schon unter menschlichen Sprachbenutzern die konzeptuellen Ressourcen stark schwanken. Sehr jungen Menschen fehlen die Begriffe, um eine Proposition wie „Die objektbasierte Korrespondenztheorie der Wahrheit ist nicht allgemein genug“ zu erfassen. So wir überhaupt über Propositionen quantifizieren, halten wir deren Existenz für nicht davon abhängig, daß Sprecher mit unvollkommener Sprachkompetenz über geeignete Begriffe verfügen. Und plausiblerweise läßt sich diese Überlegung induktiv verallgemeinern: Warum sollte, welche Propositionen es gibt, davon abhängen, über welche Begriffe kompetente erwachsene Sprecher irgendeiner natürlichen Sprache verfügen, oder welche Unterscheidungsfähigkeiten sie besitzen? Mit diesen kontingenten Umständen variiert, welche Wahrheiten erkannt werden können, nicht aber, welche es gibt.

Etwas anders liegt der Fall bei den „propositionally unrevealing truths“, Urteilen wie „Die Goldbachsche Vermutung ist wahr“ oder „Fermats letztes Theorem ist wahr“, die den Inhalt der Vermutung oder des Theorems nicht zu erkennen geben. Nach Künne kann ein mathematisch ungebildeter Hörer diese Urteile gleichwohl für wahr halten, beispielsweise weil er sich auf einen Experten verläßt. Hier geht es nicht mehr bloß darum, die Existenz einer unverständenen Wahrheit für möglich zu halten, sondern um das Fürwahrhalten eines unverständenen Urteils. Künnes diesbezügliche Auffassung erscheint nur plausibel, wenn dem Hörer das Gesagte nicht *schlechthin* unverständlich ist. Verstehen ist eine Sache des Grades, und um etwas zu affirmieren, sollte der Hörer zumindest Grund zu der Annahme haben, daß überhaupt eine Proposition ausgedrückt wurde, also etwas auf seine Wahrheit Beurteilbares und nicht barer Unsinn. Und tatsächlich gibt der Ausdruck „die Goldbachsche Vermutung“ zwar den Inhalt der Vermutung nicht zu erkennen, ist aber doch sprechend

genug, um auch dem mathematisch unbedarften Hörer zu signalisieren, daß hier offenbar ein Wahrheitswertträger im Spiel ist. Da ist von jemandem eine Vermutung angestellt worden, sie hat sogar einen eigenen Namen bekommen, vielleicht weiß der Hörer noch, daß unter Mathematikern ausdauernd über ihre Beweisbarkeit gestritten wird. Dieses Wissen genügt ihm als Grund zu der Annahme, daß von etwas Wahrheitsfähigem die Rede ist. Wo ein Hörer keinen Grund zu dieser Annahme hat, gibt es für ihn auch nichts zu affirmieren.

Im fünften Kapitel wird endlich das Problem der Wahrheitswertträger angegangen. Wahrheit ist nach Künne eine Eigenschaft von Propositionen. Für diesen *terminus technicus* hält weder die englische noch die deutsche Sprache einen unzweideutigen Ausdruck bereit. Künne behilft sich mit „thinkables and sayables“ und führt diese Entitäten ein, indem er zeigt, daß Zuschreibungen von Gedanken und Berichte der indirekten Rede uns auf die Annahme von Propositionen verpflichten. So löst er die selbstgestellte Aufgabe, Propositionen – Denk- und Aussagbares – ohne Rückgriff auf den Wahrheits- und den Bedeutungsbegriff einzuführen. Propositionen sind äußerst fein individuiert, feiner als Tatsachen. Daß jemand mit Kochsalz würzt und daß er mit Natriumchlorid würzt, ist ein und dieselbe Tatsache, die entsprechenden Sätze drücken aber nicht dieselbe Proposition aus, da man einen der beiden verstehen könnte, ohne den anderen zu verstehen (Erfordernis des begrifflichen Gleichgewichts verletzt). In Fregeanischer Terminologie sind Propositionen Arten des Gegebenseins von Sachverhalten (261). Regelrechte Identitätsbedingungen für Propositionen gibt Künne nicht an, unsere leidlich erfolgreiche Praxis des Urteilens über propositionale Unterschiede müsse genügen (253). Hier und an anderen Stellen wird deutlich, daß die Oxford-Philosophie nicht spurlos an Künne vorübergegangen ist. (Hingegen wird dem Propositions- und Intensionsskeptiker Quine bei jeder sich bietenden Gelegenheit widersprochen.)

Ist Wahrheit eine dauerhafte, unverlierbare Eigenschaft von Propositionen? Ja, wenn der Äternalismus recht hat, nein, wenn der Temporalismus recht hat. An dieser Stelle bringt Künne eine weitere wichtige Unterscheidung an: Der *eliminative* Äternalismus behauptet, daß Tempusformen des Verbs stets *salva propositione* eliminiert werden können. Tatsächlich drücken aber ein indexikalischer Satz und sein mithilfe von Datumsangaben äternalisiertes Pendant niemals dieselbe Proposition aus, da stets Unterschiede im kognitiven Gehalt bestehen. Castañeda, Perry und Evans haben darauf hingewiesen. Aus der Nichteliminierbarkeit der Tempusformen auf die Wahrheit des Temporalismus zu schließen, ist hingegen voreilig, denn der Äternalist kann Wahrheitswertschwankungen stets der Verschiedenheit der ausgedrückten Propositionen zurechnen. Dabei ist der Ausdruck „das Gesagte“ mehrdeutig, weshalb nicht leicht zu entscheiden ist, ob Wahrheit eine verlierbare oder eine unverlierbare Eigenschaft von etwas Gesagtem ist. Werden zeitlich unbestimmte Propositionen zugelassen, so scheinen sie veränderliche Wahrheitswerte zu haben, doch

ob ein Satz wie „Dion ist am Leben“ eine vollständige Proposition ausdrückt, ist sehr fraglich. Sieht man das bei einer bestimmten Gelegenheit jeweils mit einem Satz Gesagte als die Proposition an, so kann es dabei bleiben, daß Propositionen ihre Wahrheit nicht verlieren können. Äternalisten und Temporalisten sprechen bei Lichte betrachtet, so Künnes irenisches Fazit, das Verlierenkönnen oder die Ewigkeit des Wahrheitswerts nicht denselben Gegenständen zu (313). Dies ist treffend festgestellt. Erhellend sind auch Künnes Ausführungen zum Seeschlacht-Problem: Ein Atemporalist sollte Fragen nach „jetzt schon wahren“ oder „noch nicht wahren“ Propositionen nicht zu beantworten suchen, sondern kühlen Blutes als kategorial verwirrt zurückweisen (295). Der Zeitindikator „jetzt schon“ kann Äußerungen qualifizieren, nach äternalistischer Lehre aber keine Wahrheitswertträger.

Künne nennt Propositionen die *primären* Wahrheitswertträger, die Möglichkeit offenlassend, daß es noch weitere gibt. Einen Satz könne man zum Beispiel wahr nennen, wenn das mit ihm wörtlich Ausgesagte wahr ist (264). Dieses Brückenprinzip ist indes schwer verständlich, wenn „wahr“ auf beiden Seiten dasselbe bedeuten soll. Allein dadurch, daß man Sätze benutzen kann, um Wahres auszusagen, wird Wahrsein keine Eigenschaft von Sätzen. Künnes Brückenprinzip ist mithin eher eine Anwendung des Prinzips der wohlwollenden Interpretation. (Bei der Rede von wahren *Äußerungsepisoden* hört Künnes Wohlwollen auf.) Warum also nehmen wir nicht all unseren Mut zusammen und betrachten Propositionen als die *einzigsten* statt bloß als die primären Wahrheitswertträger? Die Rede von Satzwahrheit wäre dann eine bloße *façon de parler*, die freilich durch den metonymischen Zusammenhang gerechtfertigt wird, den das besagte Brückenprinzip beschreibt. Für ewige Sätze ohne kontextsensitive Ausdrücke ist der metonymische Zusammenhang ja denkbar eng: wenn ein Satz nur zum Ausdruck *einer* Wahrheit dienen kann, scheint es wenig zu schaden, das Vehikel für das Transportgut zu nehmen.

Im sechsten Kapitel entwickelt Künne, ausgehend von einer sympathisierenden Darstellung von Horwicks Minimalismus, seine eigene „bescheidene Auffassung“ der Wahrheit (*modest account*). Zu den wenigen Dingen, die er an Horwicks Theorie auszusetzen hat, gehört deren Verpflichtung auf das *tertium non datur*. Diesem umstrittenen Prinzip gegenüber sollte eine wahrhaft minimalistische Auffassung schon wegen des Problems der kategorienfehlerhaften Prädikationen indifferent bleiben. Es sollte nicht schon durch den Sinn des Wahrheitsprädikats ausgeschlossen sein, daß manche syntaktisch korrekte Prädikationen weder Wahres noch Falsches ausdrücken.

Urteilsenthaltung übt Künne auch angesichts der Lügnerantinomie, mit einem entwaffnenden Argument: Der Alltagsbegriff der Wahrheit, den es zu explizieren gelte, lasse die fraglichen Paradoxien nun einmal zu, also könne keine Analyse, die diesen Zug beseitigt, als Explikation des Alltagsbegriffs der Wahrheit gelten (351). Man hätte gleichwohl gern eine Stellungnahme Künnes zu der en passant referierten Auffassung gelesen, daß die einschlägigen Lügner-

sätze propositionsbasierte Wahrheitstheorien nicht schrecken müssen, weil sie keine Propositionen ausdrücken.

Den Sinn des Wahrheitsprädikats sieht Künne am besten durch den natürlichsprachigen Ausdruck „Es verhält sich so“ wiedergegeben. In semiformaler Schreibweise lautet die bescheidene Auffassung: „ $\forall x$ (x ist wahr \leftrightarrow x ist die Proposition, daß es sich so verhält, und es verhält sich so).“ In dieser Formel wird über Propositionen quantifiziert, und es klingt die Korrespondenzintuition an. Im Unterschied zur klassischen Korrespondenztheorie, die Gegenständen Eigenschaften zuschreibt, läßt indes der Ausdruck „Es verhält sich so“ die interne Struktur der Wahrheitswertträger offen. Es kommt auch kein zweistelliges Prädikat vor, das eine Beziehung zwischen einem Wahrheitswertträger und etwas anderem bezeichnet. Die bescheidene Auffassung faßt das Wahrheitsprädikat also nicht relational auf. Sie erfordert nur den Begriff der Proposition und einige logische Operatoren. Das Epitheton „deflationistisch“ nimmt Künne für seine Auffassung nicht in Anspruch, da es verwirrend vielfältig verwendet werde.

Die bescheidene Auffassung ist mitnichten eine neue Theorie. Künne zitiert Vorläuferformulierungen von Wittgenstein („Wahr ist ein Satz, wenn es sich so verhält, wie wir es durch ihn sagen“), Ramsey, Tarski, Kotarbiński, Prior, Carnap, Kneale, Mackie, Strawson und Soames. Die bescheidene Auffassung sei die schlafende Schönheit der Wahrheitstheorie, es gelte sie wachzuküssen. Künne erläutert sie ausführlich, bettet sie philosophiegeschichtlich ein, verteidigt sie gegen Einwände und lotet ihre Implikationen aus.

Am heikelsten mag der Umstand erscheinen, daß die bescheidene Auffassung eine Nichtstandardquantifikation über Propositionen enthält. Künne legt dar, daß es sich nicht um eine substitutionelle Quantifikation handelt, sondern um eine objektuelle Quantifikation höherer Ordnung. Quantifiziert wird über den Bereich dessen, was sich auf irgendeine Weise verhalten kann: „For all ways things may be said to be . . .“ – zugegebenermaßen „not exactly a jewel of English prose“ (365). Im Englischen wie im Deutschen fehlt für diesen Gegenstandsbereich ein passendes Substantiv, wenn man „states of affairs“ („Sachverhalte“) ablehnt, was Künne vehement tut (346). In dem Ausdruck „Es verhält sich so“ klingt das Wort „Sachverhalt“ freilich an, das ja nicht nur ein philosophischer *terminus technicus* ist. Das Nomen „Sache“ ist ontologisch denkbar blaß, und warum sollte man nicht „Die Sache verhält sich so“ als stilistische Variante von „Es verhält sich so“ ansehen? Wer darüber quantifiziert, wie Sachen sich verhalten, quantifiziert dann eben über Sachverhalte.

Das Schlußkapitel behandelt die Frage, ob Wahrscheinlichkeiten epistemischen Bedingungen unterliegt. Künnes „alethischem Realismus“ zufolge (den Ausdruck übernimmt er von Alston) ist dies nicht der Fall. Die Frage, ob Wahrheit stets mit begründetem Fürwahrgehaltenwerden einhergehen muß, läßt sich in zwei Richtungen lesen: (i) Kann man etwas mit besten Gründen für wahr halten, ohne daß es wahr ist? (ii) Kann etwas wahr sein, ohne je begründet für wahr

gehalten zu werden? Zur ersten Frage gesteht Künne zu, daß es *lokal* privilegierte Zugänge zu bestimmten Wahrheiten geben mag, so daß in diesen Fällen Fürwahrgehaltenwerden hinreichend für Wahrsein ist. Dies gelte für infallible Cartesianische Urteile, die allerdings keine anderen Urteile fundieren können (378 f.). Sodann konzentriert Künne sich auf die zweite Frage und bejaht sie. Seine Version des alethischen Realismus besagt, daß einige für Menschen erfassbare wahre Propositionen niemals zum Inhalt gerechtfertigter Überzeugungen werden können. Damit widerspricht er Dummetts Prinzip der Erkennbarkeit („If a statement is true, it must be in principle possible to know that it is true“). Dabei wählt Künne nicht den beliebten Weg, die Diskussion auf die Interpretation von „im Prinzip“ zu verlagern, er lehnt die epistemische Bedingung unter jeder Interpretation von „im Prinzip“ ab.

Viel Mühe gibt Künne sich mit Putnam. Dokumentiert wird dessen lange Wanderschaft vom Realismus über einen moderaten Verifikationismus („interner Realismus“) bis zur späten Rückkehr zu einem moderaten Realismus. Dem Verifikationismus des mittleren Putnam werden verschiedene Fälle entgegengehalten, in denen Wahrheit und rationale Akzeptierbarkeit auseinandertreten. Selbst der „Im Prinzip/Irgendwann-Antirealismus“ sei unhaltbar; es treffe nicht zu, daß jede Wahrheit irgendwann durch irgendjemandem entdeckbar sein müßte. Dies sucht Künne mithilfe seines Hauptargumentes für den alethischen Realismus zu zeigen, des Arguments der blinden Flecken im Feld der Rechtfertigung. Dieses erstmals 1963 in der Literatur aufgetauchte Argument soll belegen, daß nicht jede Wahrheit zum Inhalt eines gerechtfertigten Glaubens werden kann. Es führt Konjunktionen der folgenden Art an: „p, und niemand ist jemals gerechtfertigt, p zu glauben“. Setzen wir für „p“ ein „Die Zahl meiner Haare ist ungerade“. Ist die konjunktive Proposition verifizierbar bzw. gerechtfertigt akzeptierbar? Nehmen wir an, daß im gegebenen Fall niemand die Haare zählt, bevor sich ihre Zahl verändert, dann kann auch die Konjunktion nicht gerechtfertigt für wahr gehalten werden. Sie kann aber durchaus wahr sein, und deshalb widerlegt dieses Argument, das in der Literatur als „The Paradox of Knowability“ firmiert, den alethischen Antirealismus. (In Künnes ausführlicher Version wird aus den Prämissen des Antirealisten ein Widerspruch abgeleitet; vgl. 439.) In der Folge verteidigt Künne dieses Argument gegen zahlreiche Bedenken, so gegen den Einwand, solche Konjunktionen seien sinnlos oder unverständlich. Ferner stellt er klar, daß das Argument der blinden Flecken im Feld der Rechtfertigung nicht die Möglichkeit *nichtentdeckbaren Irrtums* behauptet, sondern Fälle *unvermeidlicher Unkenntnis* anführt. Der Wahrheitswert der fraglichen Propositionen wird nicht irrtümlich falsch eingeschätzt, sie können gar nicht erst zum Gegenstand einer Überprüfung werden. Und schließlich gibt Künne verifikationistischen Intuitionen darin recht, daß unsere Fähigkeit, rechtfertigungstranszendente Sätze zu verstehen, keine freischwebende ist. Sie ruht auf unserer Fähigkeit auf, benachbarte Sätze zu verstehen, die erkennbare Wahrheiten ausdrücken (449 f.).

Künnes Idee, den alethischen Antirealismus allein am besagten Meisterargument scheitern zu lassen, wirft die Frage auf, ob ein epistemischer Wahrheitsbegriff denn für all diejenigen Wahrheiten, die *nicht* die Struktur der fraglichen Beispielfälle aufweisen, plausibel ist. Auf diese Frage gibt Künne nur die etwas matte Antwort, daß auch artifizielle, gesuchte Gegenbeispiele eben Gegenbeispiele sind (446). Dieser Kommentar erscheint unbefriedigend. Sollte der alethische Antirealismus *allein* wegen dieser eigens zu seiner Widerlegung ersonnenen Konjunktionen unhaltbar sein, so wäre dies ein bemerkenswertes Ergebnis, welches Antirealisten gar als teilweise Rehabilitierung ihrer Auffassung zu werten geneigt sein könnten.

Nun scheint ja auch Künnes Einwand gegen den alethischen Speziesismus eine Kritik am Antirealismus zu enthalten: Propositionen, die keinem Menschen kognitiv zugänglich sind, können a fortiori nicht *gerechtfertigt* für wahr gehalten werden. Künne versteht aber den alethischen Antirealismus als eine These über *für Menschen erfassbare* Wahrheiten. Und einen Vorteil seines Meisterarguments erblickt er darin, daß es Debatten darüber zu umgehen hilft, was der Antirealist mit der „prinzipiellen“ Möglichkeit meint, eine Wahrheit zu erkennen. Jeder Antirealist, der bei Sinnen ist, gibt ja zu, daß zahllose Wahrheiten faktisch niemals zum Gegenstand eines Fürwahrhaltens werden. Deshalb reichen auch die Formulierungen Freges, daß Wahrsein „etwas anderes als Fürwahrgehaltenwerden“ ist und „unabhängig davon [ist], daß es von irgendeinem anerkannt wird“, zur Charakterisierung des Antirealismus nicht hin (173). Umstritten ist, ob es Wahrheiten gibt, deren Nichterkanntwerden andere als kontingente Gründe hat. Ausdauernd wird darüber gestritten, ob „Erkennbarkeit *im Prinzip*“ bedeutet, daß wir unsere menschlichen Erkenntnisfähigkeiten hypothetisch erweitern müssen, und welche Arten von Erweiterungen dabei zulässig sind – diesseits eines allwissenden Beobachters, den einzuführen die Pointe des Antirealismus verdürbe. Künne beschränkt sich auf sein Argument aus den blinden Flecken im Feld der Rechtfertigung, weil dieses alle Versionen des Antirealismus mit einem Schlag erledige, ohne daß man sich auf Diskussionen über (über)menschliche Erkenntnisfähigkeiten einlassen müßte.

Auch die Kohärenztheorie und die Konsenstheorie sind Formen des alethischen Antirealismus. Künne stellt die einschlägigen Argumente gegen diese Theorien zusammen und stimmt den meisten zu. An den Kohärenztheorien kritisiert er insbesondere, daß sie Wahrheit zu einer Sache des Grades machen müssen, was sie aber nicht ist. Zwar kann man schwerlich die ganze Wahrheit über etwas sagen; das bedeutet aber nicht, daß Gesagtes immer nur annähernd wahr wäre (Kohärenztheoretiker verwechseln beides gern). Die Konsenstheorie kritisiert Künne anhand der Version des frühen Peirce, um dann auf James, Wiggins und Habermas einzugehen. Sein entscheidendes Argument: Alle Idealisierung von Forschungsbedingungen kann nichts daran ändern, daß viele triviale Fakten der Weltgeschichte verschüttet und durch keine Forschung mehr ans Licht zu bringen sind. Einen Wahrheitswert haben die entsprechenden Pro-

positionen gleichwohl. Bertrand Russell hat an einem bestimmten Tag seines Lebens entweder ein Ei zum Frühstück gegessen oder eben nicht. Übrigens wird auch Kant als alethischer Antirealist dargestellt, indes auf sehr schmaler Textbasis (412).

Es handelt sich um ein Buch von seltener Qualität, das in vielerlei Hinsicht Bewunderung abnötigt. Imponierend sind die enzyklopädische Behandlung eines breitgefächerten Problemfeldes, die Auswertung von mehr als 600 Titeln Forschungsliteratur, der hermeneutisch gewissenhafte Umgang mit anderen Positionen, die argumentative Strenge und die sprachliche Sorgfalt. Auch die Textorganisation ist vorbildlich; der Autor überblickt sein Material und beherrscht seine Instrumente souverän, er weiß stets, was er tut und warum. Vor allem ist das Buch kompromißlos argumentorientiert. Oft werden mehrere Varianten eines Argumentes durchgespielt. Wenn sich dabei erweist, daß das nach seinem Dafürhalten beste Argument schon vorliegt, borgt Künne es aus, wenn nicht, präzisiert er Vorliegendes so lange, bis er zufrieden ist.

Alle wichtigen Unterscheidungen werden über Beispielsätze, eigens benannte Prinzipien oder in Einzelschritte zerlegte Argumente eingeführt. Das Buch exemplifiziert das Methodenideal der klassischen analytischen Philosophie, ohne daß sein Autor die Metaphysikfeindschaft des Logischen Empirismus teilte oder die der analytischen Philosophie gerne nachgesagte historische Unbildung. Kompromißlose Argumentorientierung und gründliche Kenntnis der Philosophiegeschichte gehen bei analytischen Philosophen nicht immer zusammen, hier tun sie es zu beiderseitigem Gewinn. Wo immer es sich anbietet, werden die erörterten Auffassungen philosophiegeschichtlich eingebettet, werden Vorläufer gewürdigt, seien es Aristoteles, Thomas oder die Stoiker, seien es die Großväter oder die Urgroßväter der analytischen Philosophie. Ein steter Bezugspunkt ist Frege, dessen verstreute Äußerungen zum Wahrheitsbegriff ohne Ausnahme ausgewertet werden. Ein besonderes Interesse Künnens gilt auch den mitteleuropäischen Wurzeln der analytischen Philosophie von Bolzano und Brentano bis zum Wiener Kreis sowie der polnischen Logiktradition. Insbesondere im Tarski-Kapitel ist Künne bestrebt aufzuklären, wer wen worin beeinflusst hat. Allgemein ist ja nicht einzusehen, warum nur die ältere Philosophiegeschichte exegetischer Anstrengungen wert sein soll. Auch die Lektüre Bolzanos, Freges oder Tarskis läßt sich mit philologischer Akribie betreiben, Künne gelingen dabei wertvolle Detailklärungen.

Man ist versucht zu sagen, daß das Buch einen alteuropäischen Geist atmet. Diese Anmutung beginnt mit der Umschlagillustration (Rubens' „Vier Philosophen“), setzt sich in den Beispielsätzen fort, die nicht aus amerikanischen Comics stammen, sondern aus Bibel, Mythologie und Hochliteratur, und zeigt sich nicht zuletzt im souveränen Umgang mit Gräzismen und Latinismen. Künne hat ein Faible für gut gewählte Benennungen von Positionen und Argumenten, und auf korrekte Morphologie und Deklination kann man sich dabei stets verlassen.

Eine kleine Schwäche des Buches soll nicht unerwähnt bleiben. Der Autor ist etwas zu stark darauf bedacht, Fehler, Ungenauigkeiten und unglückliche Formulierungen in der Forschungsliteratur zu monieren. Seine ironischen Kurzkommentare in den Fußnoten zu Fehlleistungen der Kollegen sind meist treffend, doch macht hier die Dosis das Gift. Ich meine nicht die harsche, zuweilen beißende Kritik an den Auffassungen von Brandom, Habermas und William James („blunder“, „plain nonsense“, „aberration“, „utterly implausible“), die man als redlich verdient ansehen mag und die jedenfalls im Dienst der Sache steht. Ärgerlich ist, daß Künne selbst in marginalen Angelegenheiten keine Gelegenheit ungenutzt läßt, Fehler und Ungenauigkeiten aufzuspießen, auch wenn dies für den Fortgang seiner Argumentation keinen Ertrag bringt. Im Fußball würde man von kleinen Nickligkeiten abseits des Spielgeschehens sprechen.²

Beckmesserei ist eine Untugend, Pedanterie unerquicklich, doch besteht hier auch ein echtes Problem: Wie soll ein skrupulöser Philosoph mit Kollegen umgehen, die nicht allen ihren Ausführungen denselben Genauigkeitsstandard zugrunde legen wie er selbst? Selbst die bedeutendsten Philosophen haben viele Texte verfaßt, die Künnes Ansprüchen an Präzision nicht genügen. Der Genauigkeitsstandard des vorliegenden Buches ist vorbildlich, indes sollte ein souveräner Autor es sich verkneifen können, jede einzelne Nachlässigkeit zu vermerken, die ihm irgendwo in der Literatur aufgefallen ist.

Conceptions of Truth ist ein Buch von herausragender Qualität. Wer den Fortschritt in der Philosophie indes von unbekümmerten Neuanfängen oder von umwälzenden Großtheorien erwartet, wird Künnes Leistung nicht zu würdigen wissen. Das Buch ist einem nüchternen, handwerklichen Verständnis der Philosophie verpflichtet, keinem genialischen. Sein wissenschaftlicher Wert beruht auf der immensen Akribie, mit der ein Thema der *philosophia perennis* in seine Facetten zerlegt und fachgerecht wieder zusammengesetzt wird. Das Buch zeigt exemplarisch gegen allen „Fußnoten zu Platon“-Defaitismus, welche Klärungsfortschritte auch in einer klassischen Frage der Philosophie noch möglich sind, wenn genügend Kenntnisse, Sorgfalt und Scharfsinn sich vereinen.

² Strawson hat in seiner Kurzrezension des Buches (*Times Literary Supplement* 7. 5. 2004) den großzügigen, nachgerade ritterlichen Umgang Künnes mit konkurrierenden Positionen gelobt. Strawson muß einige Passagen und viele der – abenteuerlich klein gesetzten – Fußnoten seinerseits großzügig überlesen haben.